

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Buchbesprechung: Neue Schweizer Lyrik
Autor: Schaer, Alfred

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Tessin Abb. 17. „Kreuzigung“ im Innern der St. Peter- und Paulskirche zu Orsino.

Boden der römischen Colonia Agrippinensis lagen römische Vorlagen, die Stadt war ein Kunstzentrum und ein Sitz kirchlicher Wissenschaft, der es nicht schwer fiel, einen hagiographisch und philologisch richtigen Text für die Inschrift zu finden oder zusammenzustellen.

Ein typisches Analogon bot eine Durchschnitt der christlichen Inschriften im Museum von Trier: hier steht (Nr. 68 S. 44 des illustr. Führers von 1903) die „mittel-

alterliche Kopie einer römischen Inschrift“; der Inhalt markiert wie beim Denkmal des Clematius das vierte Jahrhundert. In beiden Monumenten kehrt dieselbe Ligatur der Buchstaben OR wieder. Auch hier handelt es sich um das Werk eines Steinmetzen des zwölften Jahrhunderts. All das haben wir durch photographische Aufnahmen, Abklatsche und detaillierte Untersuchung dargestellt; doch das Manuskript — bis heute ungedruckt — ist verloren gegangen oder ruht in irgendwelcher Redaktionsmappe einer wissenschaftlichen Zeitschrift.

Die Tatsache des Nachweises aber ist wichtig und darf daher nicht verschwiegen werden; es handelt sich um eine der bedeutsamsten Inschriften, die bisher als eine Grundlage betrachtet worden ist, aber nur als eine Begleiterscheinung bewertet werden darf. Die Clematiana trug lange Zeit zu Unrecht eine Krone; fortan ist sie anzusehen als eine entthronte Königin, der die Poesie einen Hofstaat von elftausend Jungfrauen beigegeben hat.

E. M. Stüdelberg, Basel.

Neue Schweizer Lyrik.

Mit stolzer heimatkünstlerischer Genugtuung darf man das in neuem, schmuckem Gewande erschienene dritte Bändchen der „Silhouetten“¹⁾, der bestbekannten Anthologie schweizerischer Lyrik, willkommen heißen, die Paul Raegi herausgibt. Für die köstliche Leses dieses dritten Bandes hat der Herausgeber aus dem reichen Schatz unserer Dialektlyrik geschöpft und eine Reihe der besten Mundartdichter unserer Tage darin zum Worte kommen lassen. Wir begegnen den erfrischenden Probestücken aus Adolf Freys, Sophie Hämerli-Martis, Meinrad Lienerts, E. M. Vooslis und Dominik Müllers bekannten Sammlungen, die, mit Geschick und Geschmack ausgewählt, soweit das mit wenigen Stichproben möglich und erreichbar ist, den poetischen Typus des betreffenden Autors umschreiben und kennzeichnen. Im Anhang bieten uns als willkommene Zugabe Meinrad Lienert („Reimis ä chly us mym Läbe“) und Sophie Hämerli-Marti („Deppis vo Othmis-

singe“) autobiographische Plaudereien und rücken uns so ihre sympathischen Dichterpersönlichkeiten in freundschaftlich vertraute Nähe.

Nur ungern vermissen aber gewiß die meisten Dichterfreunde den Solothurner Josef Reinhart unter den Auserwählten, und das umsomehr, als sich der Herausgeber in der Einleitung des Bandes zur Rechtfertigung dieser „Unterlassungssünde“ mit der Eigenart der Reinhartschen Mundartlyrik auseinanderzusetzen bemüht, aber freilich in einer Art und Weise, die nicht jedermanns Zustimmung finden dürfte. Es scheint mir, Reinharts sangbare und volkstümliche Lyrik habe durch Raegi eine unverdiente und ungerechtfertigte Ablehnung erfahren. Die zahlreichen Kompositionen dieser Lieder durch Riggli, Pabst, Pestalozzi, Meister, Frey und andere zeugen sicher mehr für als gegen ihre Echtheit. Vielleicht bietet sich Raegi später einmal Gelegenheit, sein hartes Urteil zu revidieren und dem Lyriker die ihm gebührende Stelle neben andern Dichterkollegen nachträglich anzuweisen. Im übrigen wünschen wir der prächtigen Publikation, der eine stattliche An-

¹⁾ Mit Umschlagzeichnung von Maria La Roche. Basel, Verlag Benno Schwabe & Co., 1918.

zahl reichhaltiger Nachfolger beschieden sein möge, die wohlverdiente freundliche Aufnahme.

Von Liederbüchern einzelner Autoren begrüßen wir zunächst zwei weitere Spenden jungschweizerischer Poeten. Konrad Bänningers neuer Gedichtband „Weltgarten“²⁾ führt uns nach Stil und Gehalt in eine völlig neugestaltete künstlerische Welt. Mehr und mehr bricht heutzutage auch die schöpferische Dichtersseele mit veralteten Formen und Regeln und sucht sich in kühnen Neubildungen die Ausdrucksmittel für ihre Gefühle und ihre Seelensprache. Wo sich, wie es bei Bänningers Lyrik der Fall ist, eine stark ausgesprochene Individualität mit redlichstem Bemühen, ihren stürmisch andrängenden Gefühlsmomenten eine klare, durchsichtige Prägung zu schaffen, dieser hohen, verlockenden Aufgabe der Umwertung alter lyrischer Stilkunst hingibt, da darf man von vornherein eigenartige und wertvolle Ergebnisse erwarten. Und Bänningers Muse beschreitet mit Glück und Zuversicht neue, uns bisher weniger vertraute und geläufige Bahnen.

Das gewaltig Eindrucksmächtige, das dichterisch Wuchtende und Lastende, das Hinreißende und Verzüchte, wie es aus Hölderlins heiligem Vermächtnis in die Welt der heutigen Wirklichkeitsfreude und ihrer ungebändigten Impulsivität herübergrüßt, ist dieser Kunst des persönlichen Seins in Bild und Wort ihr höchstes Ziel, ihr vornehmster Wert. Diese junge Lyrik von heute ist sich ihrer menschlichen Eigenart, ihrer persönlichen Klangfarbe in erster Linie voll bewußt, und die Wahrheit ihres Schaffens be-

ruht eben darauf, nur sich selbst zu geben, möglichst rein und unbeeinflusst im Spiegel der eigenen Seele das Bild der Welt zu schauen und zu gestalten. Dieses Verlangen ist vielleicht weit weniger bewußtes künstlerisches Prinzip als unabweisbares, seelisches Bedürfnis. Daher mag auch jene unheimlich starke Einfühlungskraft der Lyriker von heute kommen, die jeden einzelnen Organismus, alle Elemente und schließlich das ganze Universum mit ihrem eigensten Ich durchdringen und durchleuchten.

Bänningers eigenartige und eigenwillige Formensprache hat sich seit dem beachtenswerten Aufmarsche seiner „Stillen Soldaten“ noch bedeutend verschärft und ist leider da oder dort schon hart an den Grenzen, zur unliebsamen und gesuchten Manier zu werden, angelangt. Es dürfte manchem nicht leicht fallen, sich ohne Voreingenommenheit gegen das stilistisch Widerstrebende in die künstlerischen Absichten des Autors dieser Dichtungen zu vertiefen; dennoch lohnt sich eine Bekanntschaft mit den stark bewußten dichterischen Individualitätsäußerungen unseres Poeten vollauf. Neue Werte werden in seinen Liedern geprägt, Zeichen einer stürmischen, gärenden, oft noch zerrissenen und unklaren Zeit, aber immerhin Werte, Ausblicke, Verheißungen. Man sehe sich einmal ein Gedicht wie „Wolke“ oder einige Stücke aus der inhaltreichen Gruppe „Reich der Freunde“, etwa „Berg“, das prächtige „Jünger Fluß“ oder „Am See“ (eine kostbare Perle aus dem großen Reigen unserer Zürichsee-Lieder), auch „Wiese“, näher an. Gewiß, es ist expressivistische Poesie in des Wortes verwegenster Be-

²⁾ Gedichte. Zürich, Rascher & Cie., 1918.



Aus dem Tessin Abb. 18. S. Bernardo, S. Antonio abbate und S. Lucio in der Kirche Santa Marta in Carona.

deutung, aber eben doch heimliche, feine, spinnwebzarte, versonnene und verträumte, flingende, funkelnde, selbstberauschte „Poesie“! Andere Vieder schreiten auf verstiegenen und abschüssigeren Pfaden; aber auch in ihnen verspürt man das untadelige Merkmal, einen Geisteshauch zukunftsbeherrschender, höhenfreu-

diger Kunst, persönlichsten Offenbarungsdranges, die wir ehren und achten dürfen; singen sie doch vorbestimmend vielleicht und vorahnend die Weise nächster Tage, kommender Geschlechter. Sie möge uns nicht blind noch taub, weder stumm noch widerwillig finden!

(Schluß folgt).

Dramatische Rundschau II.

Unter den Schweizerischen Dramatikern einer der rührigsten und fruchtbarsten, einer von jenen, die unverdrossen Werk auf Werk schaffen, obschon ihnen der Tag nicht aufgehen will, der ihre Gestalten aus der Buchgefangenschaft erlösen und in den Lichterglanz der Bühne führen soll, ist Stefan Markus. Vor einigen Jahren zwar spielte das Zürcher Stadttheater zwei biblische Stücke von ihm, „Bathscha“ und „Potiphar“; es ist aber meines Wissens bis heute bei diesem Debüt geblieben*). Seither ist eine Reihe neuer Arbeiten entstanden. Vor mir liegen nicht weniger als sieben Bändchen: moderne Dramen, Komödien, Tragödien hohen Stils. Erstaunlich ist diese poetische Betriebsamkeit, erstaunlich die Leichtigkeit des Schaffens, die Mühelosigkeit im Ausdruck, die Gewandtheit im Szenenbau. Eine Begabung, die zwar nicht in die letzten Gründe hinabdringt und verborgene Schätze hebt, die aber doch dichterisch gestaltet — gestalten will, nicht muß. Denn daß es gewaltsam aus dem Innern hervorbricht, daß ihm das Feuer auf den Nägeln brennt, diesen Eindruck hat man bei Markus nicht. Eine Begabung, die sich mit blendender Sicherheit in einer gewissen Obersicht bewegt und, was gewiß kein Fehler ist, einen guten Blick verrät für das Bühnenwirksame, den theatralischen Effekt — das freilich nicht ohne Anlehnung an hergebrachte Formen.

Die Tragödie „Semiramis“. Ein Messina-Drama, wenn man will. Doch diese Semiramis soll nicht nur das von wilder Liebesgier gehezte Weib, sondern zugleich Königin, Heldin, Mann, Gottheit sein. Sie sagt von sich: „Mich, die ich Weib und Mann und Gott zugleich Mich fühle, peitscht der Liebe unerhört Verlangen und läßt mir nicht Ruh!“ Unerfättlich in ihren Lüsten, von maßlosem Ehrgeiz getrieben, fordert sie zum Austoben der überirdischen Kräfte, die sie in sich fühlt, die unbegrenzte Freiheit eines Gottes. Sie steht jenseits von Gut und Böse. Sie ist bewandert in allen höchst irdischen Leidenschaften und Tüden und soll zugleich die keusche und hehre Göttin sein, der das Volk anbetend naht. Die-

ser Zwiespalt zwischen Erdgebundenheit und Gottähnlichkeit, zwischen Verharren in wilder Sinnengier und Sichempor-schrauben zur Göttlichkeit ist es, was sie zu Fall bringt oder zu Fall bringen soll:

„Göttlichkeit

Ist Sterblichen versagt! Wer sie besitzt,
Verzehret in ihrem Feuer sich zu Asche.“
Man sieht, der Bogen ist hoch gespannt, ein Problem, das eine ungewöhnliche Gestaltungs-kraft verlangt. Wie stellt es sich bei Markus dar? Das Götterbildnis der babylonischen Astarte wurde von den Battrern geraubt. Bei der Erstürmung der babylonischen Burg durch den König Ninus von Babylon geht es in Flammen auf. Ein neues muß geschaffen werden, eines, das in hehrer, keuscher Nacktheit strahlt und nicht wie das frühere „ein Hohn gelächter auf Astartes Größe“ sein wird. So will es der Künstler Lixbagas. Und er fordert als Vorbild für sein Werk Semiramis, die Gattin des Feldherrn Dnnes. Diese Semiramis hat bereits eine etwas zweifelhafte Vergangenheit. Sie hat seit Jahren ihren Herrn und Ehemann mit dem König Ninus betrogen und diesem einen Sohn, Ninus, geboren. Aber nun ist sie der Fesseln und des Heimlichtuns müde. Sie willigt ein, dem Künstler für das Bildnis Modell zu stehen, wenn Ninus sie zur rechtmäßigen Gattin, zur Königin erhebt. So wird denn der ehrliche Dnnes kurzerhand aus dem Leben befördert, und Semiramis avanciert zur Königin. In Ninus aber erwacht die Eifersucht, er ahnt, daß zwischen seinem Weib und dem Künstler vertrauliche Beziehungen existieren, und verlangt dessen Tod. In einer heimlichen Unterredung macht sie, die Königin, Lixbagas klar, daß es, um ihrer beider Glück willen, nötig sei, den König aus dem Wege zu räumen, ihn auf einer seiner nächtlichen Rauffahrten in den Wellen verschwinden zu lassen. Und während Lixbagas das meuchelmörderische Werk vollbringt, kniet sie am Standbild „des barmherzigen Erzeugers aller Wesen“ nieder, flehend, der Gott möge den Mord gelingen lassen, damit, sagt sie, „Ich die Gewalt, die mich erfüllt und heiß Und übermächtig in mir schwillt und schreit Nach göttlicher Erlösung aus dem Bann, Der jetzt sie hält, zu großem Werk gebrauchte.“

*) Am 25. April dieses Jahres gelangte die Tragödie „Semiramis“ in Halle a. S. zur Uraufführung, s. Bühnenbild.

A. d. R.